

Vertaalster: **Silke Schmidt**

Auteur: **Sebastiaan Chabot**

Titel: **De slaap die geen uren kent**

Fragment: S. 9:

das Ergebnis der Jablotschkow-Kerzenkonferenz

Freitag, 17. November 1950, 19 Uhr

Kurt Victor Karl Kuschfeld, einundfünfzig Jahre und spazierstockglücklich, wollte ganz einfach den Umschlag seines Lebens zukleben.

Genau genommen war sein Leben noch nicht „erschöpft“. Er wohnte in Reichsburg an der Mosel, einem Städtchen, das eine hoch gelegene, unbewohnte Burg umsäumte. Er hatte sich mit einem zurückgezogenen Dasein in seiner Eigenschaft als Laternenwächter zufriedengegeben, und er war gut darin, einem festen Muster zu folgen. Noch immer tippte er sich zum Gruß an den Hut, wenn er Leuten begegnete, die er von früher kannte. Herr Kuschfeld hatte übrigens nie einen Hut getragen und trug auch jetzt keinen.

Fragment: S. 51 oben - S. 52 oben:

eine Engelsfigur noch vor dem Schnee

Freitag, 17. November 1950, 20.30 Uhr

Bis zum heutigen Tag diktiert die Ruine einer römischen Mauer-ohne-Ende den Weg aller, die Reichsburg betreten.

Und unversehens, einfach so aus dem Nichts – vielleicht war es ein kleiner Spaß der Zeit, oder womöglich wehte eine feinfühligke Brise in dem Augenblick, als eine andere Welt ein

Fenster in diese öffnete – erschien ein Mann, der ebenso alt wie neu im Reichsburg unseres Herrn Kuschfeld war.

Ach, seufzte der Mann, da bin ich dann endlich.

Er nahm sich kurz Zeit, um zu verschlafen, und lehnte sich mit der Hand gegen die stoische, schartige Kälte der römischen Mauer. Ein Lindenbaum am Flussufer säuselte leise. Es war die einzige Linde an der Mosel, die sich im Schlaf wälzte; im Rest der Bäume war es windstill. Träge Rauchwolken stiegen kraftlos aus den Schornsteinen auf; die meisten Abendstunden hatten ihren letzten Holzschicht schon gesehen. Die Vorhänge vor den hohen Fenstern der Flussvillen waren geschlossen, allein die schweren Stoffvorhänge des Leichenbestatters waren mit dicken Kordeln an den Fensterseiten zusammengebunden. Fühlte es sich gut an, wieder zurück zu sein, fragte sich der Mann, oder war es unmöglich, an einen Ort zurückzukehren, an dem er noch nie gewesen war? Tat es ihm gut, zum ersten Mal eine Stadt zu betreten und alles an seinem Platz zu finden? Alles, außer Herrn Kuschfeld. Wenn er an Herrn Kuschfeld dachte, spürte er kalten Hass in sich aufsteigen. „Es wird nicht mehr lange dauern, bis er unter der Erde liegt,“ murmelte der Mann, „aber das soll jetzt nicht meine Sorge sein, alles zu seiner Zeit. Alles zu seiner Zeit und vor allem nicht vorzeitig.“

Fragment: S. 53 unten – S. 61 unten:

Der Mann, der sich zum ersten Mal in Reichsburg aufhielt und der doch schon so oft hier gewesen war, fand den Weg zum Bahnhof blind. Oder vielleicht fand er den Weg blind, gleichgültig, an welchem Ort er sich befand, so, wie man unabsichtlich den Weg in einem neuen Traum findet. Und nur die römische Mauer wusste, dass es die alte römische Mauer selbst war, die alles dirigierte. Als der Mann den Bahnhofsvorplatz überquerte, spürte er in seinen Fingerknochen, dass Herr Kuschfeld auf der anderen Seite des Bahnhofsgebäudes bei der Arbeit war.

Ich kriege ihn schon noch, murmelte der Mann, ich werde ihn am Schlafittchen packen, und wenn ich mit ihm fertig bin und ich ihm das Maul gestopft habe, wird er nie mehr in meinen Überlegungen auftauchen. Er hat es sich selbst zuzuschreiben, aber er wird erst gehen, wenn seine Zeit gekommen ist. Vorher wird er büßen. Er wird leiden müssen, für das, was er getan hat, und für das, was ich gelassen habe. Er darf nicht sterben, ehe alles deutlich ist. Dieser Mann, der es wagt, denselben Namen zu tragen, und der auch noch glaubt, ungefragt seinen

letzten Atemzug tun zu dürfen. Ungebüßt. Aber das wird nicht passieren, ha! Nur über meine Leiche! Ich werde dafür sorgen, dass er sich nicht davonstiehlt. Er wird die Galgentreppe mit Blei in den Schuhen besteigen, und anschließend wird er dort oben unnatürlich baumeln, die Füße in der Luft, und erst dann ist es Zeit für ihn. Höchste Zeit, das schon, aber nur dann.

Der Mann nahm seinen Hut ab und wischte sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn. Er musste aufpassen, dass sein Kopf nicht verrückt spielte. Aber er war jetzt so nah dran. So nah an Kurt, an Kurt Victor Karl Kuschfeld, dem Mann, der auf genau denselben Namen hörte, der ihm jedoch eine so andere Gestalt gegeben hatte. Der Schande über seinen Namen gebracht hatte, den Familiennamen. Das lag dem Ganzen zugrunde. Ja, manchmal ging er zu weit, das wusste der Mann selbst, er konnte ziemlich übertreiben, so ab und zu. Aber es war doch wirklich dieser Herr Kuschfeld, dem mal eine Lektion erteilt werden musste. Und wenn es kein anderer tun wollte, dann opferte er sich gern. Sehr gern sogar. Um dem höheren Ziel zu dienen, natürlich.

Er wischte sich noch einmal mit der Hand über die bleiche Stirn.

Die Reise zu Herrn Kuschfeld war ein Wettlauf gegen die Zeit gewesen, doch jetzt, wo er so nah dran war, nahm er sich Zeit. Er schaute auf den Hut in seiner linken Hand. Wie jeder anständige Hut war dieser aus einem Stück schwarzem Filz geschnitten, und sein steifes Kronendach hatte einen vornehmen Kniff. Im Hutinneren hatten die Ebbe und Flut seines Schweißes Salzränder an der beweglichen Küste seiner Tracht hinterlassen.

Vom Abendrand klatschte eine Fledermaus mit den Flügeln kopfüber, um eine bessere Hängeposition zu bewerkstelligen.

Der Mann setzte sich den Hut wieder auf und betrat das Bahnhofsgebäude.

Zu beiden Seiten des Bahnsteigs stand eine Reihe von fünf Laternen.

Herr Kuschfeld hatte die Glühbirnen der Laternen, die von Reichsburg 1A bis 1B reichten (Züge aus Richtung Trier) schon ausgetauscht, und trug seine Leiter jetzt zur ersten der fünf Laternen, die sich von Reichsburg 2B bis 2A erstreckten (Züge aus Richtung Koblenz). Als er auch dort die Glühbirnen ausgetauscht hatte, stieg er von der Leiter und betrachtete sein Werk. Alles ordentlich erledigt und sogar angenehmer für das Auge, jetzt, wo das Licht gedämpfter war.

Herr Kuschfeld klopfte auf die Brusttasche seiner Jacke, dachte an das angenehme Gewicht eines teuren Feuerzeugs, spürte, wie das Bild des Feuerzeugs aus seinen Gedanken verschwand, bis nur noch das Gewicht übrig blieb, und spielte mit einer Münze in den Tiefen seiner Jackentasche.

Das war gar nicht so schlecht, dachte er, nein, ganz und gar nicht verkehrt. Bis zu einem gewissen Grad fühlte er sich endlich mal wieder wichtig. Oder auf jeden Fall tat er etwas, das wichtig war, etwas mit einer gewissen Bedeutung. Etwas, über das die Einwohner von Reichsburg die nächsten Abende noch sprechen würden.

Der Mann mit dem schwarzen Hut starrte auf Herrn Kuschfelds Rücken und sah, dass sie genau dieselbe Größe hatten.

Herr Kuschfeld transportierte seine Leiter zum Ende des Bahnsteigs, wo eine letzte Laterne stand; es war das letzte Licht des Reichsburger Hauptbahnhofs und das erste Lebenszeichen, wenn man sich Reichsburg von Koblenz aus mit dem Zug näherte. Herr Kuschfeld wusste nur allzu gut, wie lange es dauerte, bis dieses letzte Licht aus dem Blickfeld verschwunden war; ein Jahrzehnt hatte er die ehrwürdige Position als Transportleiter für Reichsburg und Umgebung bekleidet, und es war eine Zeit, die ihn noch immer mit Stolz erfüllte. Zehn Jahre lang stand er hoch angeschrieben, weil er Menschenmassen mit mathematischer Präzision zu lenken wusste. Wenn die Reichsburger in einer Gasse oder auf dem Marktplatz an Herrn Kuschfeld vorbeigingen, stießen sie ihre Partner an und flüsterten, dass er Transportleiter für Reichsburg und Umgebung sei, und ihre Partner flüsterten zurück, „Ja, in der Tat. In der Tat, ja.“

Herr Kuschfeld stieg langsam die Leiter hinab, stellte die Füße fest auf den Boden und schaute nach oben. Bis auf das Doppelkinn des Mondes war der ganze Himmel mit Schneewolken gelblich eingeseift; es konnte jetzt nicht mehr lange dauern, bis eine Rasierklinge am Himmelsblatt entlanggezogen werden würde. Die Wolkensträhnen würden sich lösen, und es würde anfangen zu schneien, heftig zu schneien.

Kurt Victor Karl Kuschfeld ahnte es bereits, bevor er es fühlte, wie ein Zugreisender, der aus seinem wiegenden Schlaf erwacht, weil ihn jemand anstarrt. Vielleicht war er auch empfänglich für Möglichkeiten dieser Art, weil er vom Leben nichts mehr erwartete. Er klappte die Leiter zusammen und legte sie auf seine Schubkarre. Er streckte den Rücken und räusperte sich gezwungen. Es war still im Wartesaal der ersten Klasse. Es war still hinter dem Hauptgebäude des Bahnhofs, und da war auch nichts, das sich hinter einem Baum oder einem Laternenpfahl verbarg. Und doch konnte er es nicht ignorieren. Da war eine Stille, die versuchte, still zu sein.

„Ist da jemand?“, fragte Herr Kuschfeld wider besseres Wissen.

„Ach, ich bin es nur“, sprach eine Stimme, die auf einer kühlen Brise vorbeizusegeln schien.

Herr Kuschfeld schaute sich erschrocken um, aber er konnte nicht feststellen, woher die Stimme gekommen war. Der Bahnsteig war leer. Hatte er es falsch verstanden? Der Wind verkroch sich wieder in eine dunkle Ecke des Wartesaals, wo er ein Häufchen später Herbstblätter fand, doch der Wind beschloss, nicht damit zu spielen.

Herr Kuschfeld drehte sich um und prallte mit dem Knie gegen ein hervorstehendes Bein seiner Leiter. „Ach“, murmelte Herr Kuschfeld, „ach, ach“, und während er sich das Knie rieb, brummte er, „Na, schön, also niemand.“

„Guten Abend, Herr Kuschfeld.“

Herr Kuschfeld verlor fast das Gleichgewicht. Direkt vor ihm war ein Mann erschienen, aus Luft entstanden. Der Mann zog den Hut, gewissermaßen, um sich bekannt zu machen. Doch er bedurfte keiner Bekanntmachung. Der Mann, der Herrn Kuschfeld erschienen war, war genau Herr Kuschfeld. Ein Ebenbild. Vielleicht war er eine Spur besser ausgestattet; er trug einen wollgrau karierten Anzug mit einer zerknitterten, weit gereisten Krawatte, und sein Gesicht war, wenngleich nicht ganz scharf, sehnig und muskulös. Eine straffe Kieferpartie, ein starkes Kinn. Eine längliche, leere Stirn. Ein Gesicht, wie von einem Totengräber geschaffen, streng und geradlinig.

Es war Herrn Kuschfelds Gesicht, aber ein Gesicht, das noch nicht müde war vom Leben. Ein Gesicht, das noch viele Entscheidungen in sich trug, aber auch eines, das noch nicht viel hatte entscheiden müssen.

Herr Kuschfeld schloss die Augen und massierte mit Daumen und Zeigefinger seine blaugeäderten Schläfen im Versuch, wegzudenken, was das war, das er vor sich sah. Doch als er sich erinnerte, wie viel Angst er als Kind davor gehabt hatte, die Augen zu schließen, während seine Gedanken aufgebrochen wurden, öffnete er sie schnell wieder.

Der Mann war nicht verschwunden. Im Gegenteil.

„Das Vergnügen ist ganz meinerseits“, sagte der Mann.

„Was geht hier vor?“ Halb stolpernd wich Herr Kuschfeld über das unerschütterliche Bahnsteigpflaster zurück. „Das kann doch nicht wahr sein.“

„Ach, Herr Kuschfeld. Wenn das Universum so unendlich ist, wie wir es berechnen, kann es uns nur innerhalb seiner Möglichkeiten wissen.“

„Verdammt, sag mir, wer du bist!“

„Mein lieber Kurt. Wir kennen uns schon so lange, und doch sind wir uns nie begegnet. Wir haben Seite an Seite gelebt. Zeitlich, wohlgermt, nicht räumlich, versteh mich nicht falsch. Sehen Sie, Herr Kuschfeld, ich bin Ihr alternatives Selbst. Ich bin all das, für das Sie sich nicht entschieden haben, so wie Sie das sind, zu dem ich nicht übergegangen bin. Zwischen

uns herrscht ein gewisses Gleichgewicht, und das hat sich in der letzten Zeit als recht fragil erwiesen.“

Herr Kuschfeld klammerte sich an das kalte Metall eines Laternenpfahls.

„Es tut mir leid, Herr Kuschfeld, ich habe nicht vor, Ihnen zu schaden. Im Gegenteil. Meine Reise zu Ihnen soll verhindern, dass Sie vor Ihrer Zeit aufgeben. Ein vorzeitiges Ableben hat Folgen. Für Sie und all jene, die mit Ihnen auf irgendeine Weise verbunden sind. Über vieles in Ihrem Leben durften Sie selbst bestimmen, doch über Ihren Tod haben Sie keine Entscheidungsgewalt. Jede Stunde hat ihre eigene Daseinsberechtigung. Und wenn wir uns dem Ende nähern, hat die Zeit die Gabe, dieses und jenes gegeneinander abzuwägen. Um eine Schlussbilanz zu erstellen. Es ist nicht gestattet, dieses Leben ungesiebt zu verlassen. Sie können die Sache nicht selbst in die Hand nehmen, das verstehen Sie doch.“

Herr Kuschfeld fiel nur eine Erklärung ein: Seine Gedanken hatten sich von der Wirklichkeit gelöst. Außerdem war es höchst verletzend, einen anderen laut über seinen Todeswunsch sprechen zu hören, etwas, das Herr Kuschfeld allenfalls flüsternd geäußert hatte.

„Ich krieg dich schon noch klein“, sagte Herr Kuschfeld plötzlich mit blankem Groll.

Einen Augenblick schien es, als würde der Mann vor Herrn Kuschfeld erschrecken, bis er erkannte, dass er das schlechte Gewissen war. „Das ist nicht nötig, Herr Kuschfeld.“

Aber das war es doch. Herr Kuschfeld musste wissen, ob er dem Mann, der vor ihm erschienen war, wehtun konnte. Er spürte eine Wut in sich aufsteigen, die ihn einen Moment abzulösen, ja, sogar zu erlösen schien. Wut war einfach, Wut war ein Gefühl, auf das man reagieren konnte. Seine alten Muskeln spannten sich. Er spürte, wie sich eine Entscheidung in seinen Oberarmen anbahnte.

Er holte zum Schlag gegen die Erscheinung aus. Nichts. Er hatte mitten durch die schwachen Konturen seines Gesichts geschlagen und sich dabei fast die Schulter ausgerenkt. Ängstlicher vor der Abwesenheit von etwas, das er deutlich sah, als vor der tastbaren Anwesenheit von etwas Unerklärlichem, wich Herr Kuschfeld weiter zurück.

„Ich werde eine Möglichkeit finden, dir wehzutun.“

„Das ist Ihnen vor langer Zeit bereits gelungen, Herr Kuschfeld.“

„Ach, du existierst einfach nicht, und jetzt Schluss damit.“

„Gemach, gemach, alter Knabe. Sorge dafür, dass die Koffer deiner Seele immer gepackt sind.“

Wenngleich Herr Kuschfeld die Koffer seiner Seele schon vor langer Zeit und zudem mit großer Sorgfalt gepackt hatte, änderte das nun wenig.

Ich muss diesem unseligen Streulicht zum Opfer gefallen sein, sinnierte Herr Kuschfeld, das muss es sein. Doch noch, verdammt! Welche Sprache ich mir wohl angeeignet habe? Vielleicht das Verständnis, zwischen Zeitdimensionen zu sprechen? Oder eine Sprache, die nicht länger Gefangene ihrer eigenen Zeit ist? Und die Sprache, die ich verloren habe, ist wahrscheinlich das hinreichende Verständnis des Hier und Jetzt. Einer einzigen Gegenwart. Ja, das muss es sein. Ich spüre das neckende Ticken der Zeit nicht länger, diese versteckte Quälerei. Ich werde bis zum Tageslicht warten müssen, dann, wenn die Zeit am tickigsten ist, um es zu beweisen. Das wird zeigen, ob ich verrückt bin oder tot oder auf eine seltsame Art beides zusammen.

„Machen Sie sich nicht allzu viele Sorgen“, sagte der Mann. „Sie sind der Einzige, der mich sehen kann. Für alle anderen bin ich nicht mehr als ein Luftkringel. Das verspreche ich Ihnen. Ich verfüge auch nicht über alle Antworten. Die Zeiten haben es so gewollt, anders kann ich es mir auch nicht erklären. Aber gut, wir sollten jetzt aufbrechen. Es gibt noch so viel zu tun, und der Schnee kann jeden Moment auf uns herabfallen. Lassen Sie uns gemeinsam weitergehen. Auch wenn die Zeit vielleicht gerade ein Lachen in einem nahe gelegenen Zimmer ist, sollten wir sie besser nicht verschwenden.“

Vor allem da es sich anfühlte, als sei ihr Gespräch zu einem Ende gekommen, und nicht so sehr, weil ein eindeutiger Schluss gezogen worden war, begab sich Herr Kuschfeld wieder hinter seine Schubkarre, ohne den Mann aus den Augen zu verlieren.

Ein Lachen in einem nahe gelegenen Zimmer, wiederholte Herr Kuschfeld leise, während er sah, dass an den Sternenbildern gebaut wurde, denn die Gerüste der Nacht ragten hoch über ihm auf.

Fragment: S. 192 Mitte – S. 196 unten:

Vater half seinem rostigen, ächzenden Vater in einen rostigen, ächzenden Gartenstuhl, und als er endlich ruhig saß, schien es unwahrscheinlich, dass Großvater den Innenhof je wieder freiwillig verlassen würde. Die Sonne fiel über die efeubewachsene Mauer und lag wie ein Modell auf ihrem Tisch, behaglich in ihrer vollen Nacktheit. Großvater lockerte seine Krawatte ein wenig, um sie fester anziehen zu können.

Michelle stellte zwei gesprungene Tassen mit Kaffee auf ihren Tisch und lächelte. „Dann lass ich euch jetzt mal allein.“ Sie weiß alles, dachte Vater, und sie hat keine Ahnung, dass sie alles weiß.

„Also dann. Ich bin froh, dass du gut angekommen bist“, sagte Vater.

„Ich bin froh, dass wir das hier machen“, sagte Großvater. „Ich habe den Arzt am Telefon gesprochen. Seine Praxis ist nur fünf Minuten zu Fuß von hier entfernt. Er hat eine freundliche Stimme.“

„Gut.“

Es entstand eine kleine, vertraute Stille, eine Stille, von der Vater wusste, dass sie sich in leeren Briefkästen verbarg, eine Stille, die er irgendwann einmal zwischen den Schirmen in einem Schirmständer gerochen hatte. Er spürte, dass ihre Familiengeschichte nur ein offenes Fenster hatte.

„Victor hat das Porträt verbrannt.“

„Was?“

„Das Porträt in der Halle. Von deinem Vater.“

„Ich weiß, von welchem Porträt du sprichst.“

„Es gelingt mir nicht, wirklich böse darüber zu sein.“

„Warum hat er es getan?“

„Ich glaube, er hatte Angst davor.“

„Vor einem Gemälde?“

„Vor dem Mann auf dem Gemälde.“

„Ach, er war schon immer ein schlauer Junge.“

Vater starrte auf einen neutralen Punkt am Himmel, bis er den Punkt, auf den er gestarrt hatte, nicht mehr genau lokalisieren konnte. „Wusstest du, dass du offiziell tot bist?“

Die Sonne verlagerte ein Bein.

„Was sagst du da?“

„Im Sinne von tot auf dem Papier. Oder zumindest eine Version deines Lebens in Deutschland.“

Großvater nahm einen Schluck Kaffee, und obwohl er es nicht an den Lippen spürte und ebenso wenig am Gaumen, wusste er, dass der Kaffee noch zu heiß zum Trinken war.

„Wann sagen sie, soll ich gestorben sein?“

„Ich glaube, das weißt du genau.“

Diese Stille jedoch war alt und neu zugleich für sie. Es war die Stille ordentlich geparkter Epochen in Geschichtsbüchern mit einem einzigen beherrschenden Ereignis dazwischen, und es war die Stille großer, runder Opferzahlen in nationalen Zeitungen.

Großvater lockerte seine Krawatte und ließ sie diesmal so, öffnete die Jacke und schloss sie wieder. Er zögerte. Nicht, weil er überlegte, was er sagen oder wie er antworten sollte, sondern weil sein Kopf plötzlich leer schien. Es fühlte sich an, als seien mit einem Schlag Tausende von Lügenscherven in seinem Kopf zusammengefeigt worden, Mosaikstückchen, die über viele Jahre verteilt sorgfältig aneinandergeleimt worden waren. Die Lüge hatte an Wahrheit, dann an Schönheit gewonnen. War größer und detaillierter als nötig geworden. Es war ein Kunstwerk geworden, auf dem neue Generationen aufbauen konnten. Ein Kunstwerk, das sich selbst zu erhalten vermochte, eine neue Welt, in der die Lügen verschwanden, weil die Menschen bereits nach ihren Regeln lebten. Eine Leistung an sich, aber vor allem eine Lüge. Und Großvater wusste nicht mehr, wie er eine neue Lüge anfangen sollte, jetzt, wo er sich schon so lange mit den Einzelheiten einer Lüge beschäftigt hatte. Er erinnerte sich nicht mehr, wie man mit einer einfachen Kernlüge anfing, um das alles andere kreisen konnte.

„Er war mein Vater, dein Vater und Victors Urgroßvater“, sprach Großvater. „Und er hat alles versucht, um zu verhindern, dass ich die übliche Sünde beging, in jener Zeit.“

„So könnte man es auch ausdrücken, ja, die übliche Sünde.“

„Und doch ist es nicht das, was du denkst. Damals war die „Jugend“ so etwas wie die Pfadfinder, verstehst du. Und es ist leicht, etwas zu mögen, worin man gut ist. Außerdem waren alle Jungen ab zehn verpflichtet, sich anzumelden.“

Dieses Wort, die „Jugend“.

„Und was ist dann mit deinem Vater? Du hast mir immer gesagt ...“

„Es war größer als wir, es war größer als du und ich oder mein Vater, und deshalb tat man, worin man gut war: weiterschaffen. Großvater schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch.

„Das hier ist das, was zählt. Das hier ist echt. Du, ich, deine Kinder. Alles andere ist Zeitverschwendung.“ Großvater ließ sich ermattet in seinen Stuhl zurücksinken. Der Kaffee war über die Tassenränder geschwappt.

„Entschuldige, das hätte ich nicht tun sollen.“

Vater versuchte, die Blicke der anderen Gäste im Innenhof zu ignorieren.

Zuerst habe er eine Weile in Argentinien gelebt, sagte Großvater, wie viele andere auch. Erst nach einigen Jahren war er in die Niederlande gezogen. „Es war nicht weit weg von zu Hause, und ich mochte das Meer.“ Seinen Vater hatte Großvater nie mehr gesehen, erst nach dessen Tod war er nach Reichsburg zurückgekehrt.

Es tat Vater weh, dass Großvater es so sachlich auf den Tisch legte. Wie eine mathematische Reihe, das kleine oder große Einmaleins. Wenn er sich Mühe gab, konnte Vater noch verstehen, dass es Dinge gab, über die man lieber log. Aber diese Lügen dann zu entkräften, als sei es eigentlich beschämend, dass Vater danach fragte, das traf ihn schmerzlicher.

„Du weißt schon, dass du nicht zweimal tot sein kannst, oder? Zumindest nicht auf dem Papier. Wir müssten warten, bis sie dich ordnungsgemäß registriert haben, ehe wir mit dem Arzt über eine Angelegenheit wie Euthanasie sprechen. Du musst im System als lebend registriert sein, wenn du offiziell sterben willst. Daran können wir nichts ändern.“

„Wir?“

„Die Papiere, das System.“

Michelle betrat den Innenhof mit einer Kanne Kaffee, um ihren Gästen nachzuschenken. Vater und Großvater warteten schweigend, bis Michelle die Tassen gefüllt hatte und wieder in der Bäckerei verschwand.

„Vielleicht müssen wir uns auf meine Patientenverfügung konzentrieren. Und die Euthanasie auf sich beruhen lassen. Ich habe schon mit meinem Arzt in Reichsburg darüber gesprochen, und er meint, die Anforderungen für eine Euthanasie seien doch nicht erfüllt. Ich leide nicht genug, nicht unerträglich. Seine Worte, nicht meine. Aber eine Patientenverfügung, in der steht, dass sie mich zumindest nicht behandeln, falls mir unverhofft etwas zustößt, das unterschreibe ich. Fürs Erste. Sie sollen mein Herz nicht wieder zum Pumpen bringen, Gott bewahre. Das ist schon eine Menge.“

Vater spürte eine seltsame Ruhe. Er wusste, er würde die Fragen, die in seinem Kopf entstanden, nicht stellen. Es war besser, neue Fragen zu haben, die in weitere zerfielen, als mit einer einzigen allumfassenden Frage herumzulaufen. „In Ordnung, Vater.“

„Es ist ein bisschen so, als hätten sie mir mein Recht zu sterben genommen, indem sie mich weiter als gestorben registrieren.“

„Nicht wirklich.“

„Nicht wirklich, nein. Aber so fühlt es sich an.“

„Also, was machen wir jetzt?“

„Ach, das weiß ich auch nicht, Junge. Manchmal, glaube ich, gibt es kein Ende. Nur leere Zeit.“

Und Vater fragte sich, warum es ihn bewegte, dass sein Vater nicht jetzt sterben würde, wo er bereit dafür war, sondern erst am letzten Tag seines Lebens.